

(Nachdruck verboten.)

## 41) Ein alter Streit.

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre von Wilhelmine v. Gillern.

„Vater, nehmt Euch z'samm, oder Ihr bringt's so weit, daß i Euch sag', warum der eigene Sohn dem Vater Haberfeld trieben hat!“

Bissinger hört keine Silbe mehr. Er ringt nach Worten. Das Gesicht schwillt ihm auf — die Augen treten hervor.

„I hab' Dir g'sagt, wer bei dem Treiben mitg'macht hat, der kann auf 'm Schindanger sterben und wann's der eigene Sohn wär' —“ er hebt die Hand auf, wie zum Schwur oder Fluch, „also —“

„Nein, Vater, nit fluchen, nur um Gottes willen dös nit. Ich bitt' Dich noch amal, denk' an Dei leht's Stündl. Du bist a alter Mann — laßt nit noch a Sünd auf Dei G'wissen! Wer nit verzeiht, dem wird nit verziehen. — Straf' mich, wie D' willst, enterb' mich, jag' mich ins Elend, aber nit verfluchen, Dein eigenes Fleisch und Blut.“ ruft Lenz verzweifelt und zieht ihm mit Gewalt den Arm herunter.

„Gewalt, Gewalt!“ kreischt Bissinger ganz von Sinnen und schleppt sich, über seine Decken und Lächer stolpernd, an Tischen und Stühlen hin zur Thür. „Hilfe, Hilfe!“ schreit er hinaus. „Bräut'necht, Mägd — alles 'rauf — helfst, rettet! — A Haberer, a Haberer! Bindet ihn, schafft ihn fort, Schandarmen her — außs Gericht — ins Zuchthaus mit ihm, der Lenz, mei Sohn ist a Haberer!“

Das Gesind läuft zusammen, alle dringen auf Lenz ein, von dem sie glauben, er wolle seinem Vater etwas anthun.

„Rühret mich nit an!“ schreit Lenz, „den ersten, der mir z' nah' kommt, schlag' ich nieder!“

So gewaltig steht er da, daß niemand wagt, sich ihm zu nähern. — Dann wendet er sich zu Bissinger, der immer noch tobt und um Hilfe schreit.

„Jetzt ist's g'nug, Vater,“ sagt Lenz mit bleichen Lippen, aber plötzlich ruhig und bestimmt. „Ihr wollt's nit anders — i geh'. Auf den Schimpf — haben wir nit mehr miteinander z'reden. Aber, Gott ist mein Zeuge, dös mal bin i nit schuld. — Abje, Vater! Mäg's Euch gut gehn!“ Ohne sich umzusehen, steigt er die Treppe hinunter.

Werft ihm seine Sach'n nach — kei Stück bleibt mir im Haus!“ leist Bissinger in seiner Wuth. Und kaum ist Lenz unten, da fliegen seine Kleider hinter ihm aus den Fenstern in den Schmutz — sogar seine paar Habseligkeiten, wie sie ein reicher Bauernsohn besitzt und werth hält, seine silberbeschlagenen Pfeifen, seine Preiskrügel, seine Stugen, alles fällt klirrend und splitternd auf die Straße. Alle Gässe rennen ans Fenster. Hinter den Scheiben der Gaststube wird geflüstert und gelächert. Bei jeder anderen Gelegenheit hätte Lenz das Blut in den Adern gekocht. Was er heute fühlt, erhebt ihn über das alles. Noch einen Blick voll Thränen wirft er hinauf nach dem Vaterhaus, dann geht er weiter. — Da kommt ein rascher, dröhnender Schritt ihm nach. Gemming hat in der Wirthsstube alles mit angesehen, ein paar schadenfrohe Bengel, welche lachten, geohrseigt, und ist Lenz nachgefolgt.

„Halt, ich komm mit, Lenz!“ ruft er. „Wo geht's hin? Zwar, was brauch' ich da zu fragen — zur todten Mühl!“

Lenz nickt. „Wo sollt' i sonst hin? Für mich gibt's nur zweierlei — entweder zur Wiltraud oder in die Klamm, und dös beides ist auf der todten Mühl!“

„Red' nit so dumm! So ein Kerl wie Du, jung, g'sund und — unverdienterweis' — der Schatz von einem Mädel wie die Wiltraud, — was brauch' der an die Klamm zu denken, weil ihn 'n alter, eigensinniger Narr von Vater 'nans g'jagt hat! — Der war ja so 'n Sohn, wie Du bist, seiner Lebtag nit werth. Aufi g'schau — nit abig'sallen! Da nimm Dir mich zum Beispiel, was hab' ich auf der Welt und muß auch leben!“

Lenz sieht Gemming an und bemerkt, daß er mit Rucksack und Alpstock ausgerüstet ist. „Wollt's fort?“

„Ja, 's ist Zeit, daß ich weiterkomm'. Ihr habt mir hier mei'n ganzen Humor verborben. So darf' 's nit bleiben. A Lieutenantspension und kein Humor, da könnt' man sich scho glei a Kugel vor den Kopf schießen!“

„D, um Euch wär's schad', Herr Gemming.“

„Meinst? Ich mein' nit!“ jagt Gemming lächelnd. „Weißt, ich bin unserm Herrgott nur so auskommen, wie einem a unüberlegt's Wort auskommt, oder a Kegelflugel, bevor man recht zielt hat. Beides ist nit nutz!“

„Aber Des habt's doch auch noch viel Gut's im Leben!“ sagt Lenz und faßt theilnehmend Gemming's Hand.

„Hm, no ja, 's Bier schmeckt mir noch, — wann 's Bier nit wär', oder wann i wüßt, daß es da drüben auch a Bier gäb', dann hätt' ich's schon lang g'nug, — aber so!“ — Er schweigt eine Weile nachdenklich.

Die beiden sind indeß rasch vorwärts geschritten und je näher die todte Mühl' rückt, desto schneller geht Lenz. Als sie den Gang erreichen, wo der Wald vom Straßenrand kühn ansteigend an der Bergwand empornwächst, wie eine große einsame Seele den Pfad der Alltäglichkeit verläßt, — hält Gemming an. „So, da müssen wir Abschied nehmen.“

Lenz bleibt stehen. „Wollt's z' Berg, Herr Gemming?“

„Ja! Mir ist's schon wieder zu eng in meiner Haut, ich muß machen, daß ich auf 'n Alm komm' und mir von irgend 'ra Semerin 'n Melkbeutel an Kopf schmeißen lass'. Auf die Art kurier ich mich allemal wieder, wann's mir sad wird!“

„Mögt's nit mit mir zur Wiltraud gehen?“ sagt Lenz verlegen.

„Nein, mein Lieber!“ Ein eigenthümliches Lächeln fliegt über Gemming's Gesicht. „Damit wär's Euch nicht gebient und mir nicht! Was Ihr Euch zu sagen habt, das könnt' ihr auch ohne mich. Mich brauchen d' Leut nur zum Dummeiten machen, — zum Glückselin hat mich noch nie jemand braucht!“ — W'hat Gott! Grüß mir die Wiltraud!“ —

Ist es der Thau, der von den Bäumen fällt? Lenz hat an Gemming's Wimpern etwas blinken sehen — aber schon ist der Freund ins Waldeßdunkel verschwunden. —

Wiltraud hat sich indeß daheim von der fürchterlichen Arbeit der Nacht erholt und sonntäglich gekleidet. Sie ist bleich, aber ein seliger Friede verklärt ihr Gesicht. — Der wohlbekannte Schritt im Hansflur treibt ihr jetzt neue Lebensröthe auf die Wangen. Die Thür öffnet sich und Lenz tritt in die alte vertraute Stube. Was ist alles, seit er hier an des Freundes Leiche gestanden, in ihm und um ihn vorgegangen —! Er hat sich befreit aus dem Bann der Lüge und Schuld, die ihn vor sich selbst und Wiltraud verächtlich machte. Mit seinem Vater ist er nach dem, was ihm heute im Elternhaus widerfuhr, quitt — die Neue, die ihn so lange zu der feigen Lüge zwang, ist abgestreift und der Schmerz, der an ihre Stelle trat, bürgt dafür, daß er nicht leichtfertig damit gebrochen. — So kommt Lenz nun zu Wiltraud, — ein geläuterter, gereifter Mensch. Und wie er so vor ihr steht, mit erhobener Stirn und freiem Blick, da ist's auf einmal, als hätten sie die Rollen gewechselt! Sie neigt demüthig das Haupt vor dem gewaltigen Mann, in dem ihr plötzlich eine große, ebenbürtige Seele gegenüber tritt. Jetzt ist er der Gnadenspender, — sie die Begnadigte. Er braucht nicht mehr um ihre Liebe zu betteln, denn er hat sie sich verdient. Und in der stolzen Seele des Mädchens schmilzt alles Herbe und Strenge hin, sie ist nichts mehr als die liebende Braut, die fast jaghaft harret, bis er das Wort spricht, das sie erwählen soll zu seinem Weibe.

Er steht es und es überströmt ihn mit der ganzen Macht lange vergebens ersehener Erfüllung! Er schaut sie an mit einem Blick voll unjügllicher Liebe und zieht sie zu sich auf die Bank nieder, wo einst Sebald saß, als er Lenz seine Hilfe gelobt.

„Jetzt komm' i zu dem Herzen, was es allein gut mit mir meint auf der ganzen Welt! Wiltraud, willst 'n armen wegg'jagten Bub'n aufnehmen in Dei Haus und Dei klei's Gütl? I will Dir arbeiten dafür, was es nur werth ist, und 's erhalten und in d' Höh' bringen. — Jesus, die Seligkeit — arbeiten, arbeiten für mei Weib! Und dann — o Herrgott — am Abend auf der Bank vor der Thür sitzen und 'nauffchauen, wo i alleweil d' Bäum' ra g'holt hab und g'wollt, daß mi einer derschlaget, weil i ohne Deiner nimm'r leben hab' mög'n — und jetzt schau i dann mit Dir da 'nau' — mit Dir — mit Dir! Und steh' auf mit Dir

und leg' mich zur Ruh', und ess' z' mittag und bet' — alles, alles mit Dir!"

Wiltraud liegt stumm in seinen Armen — er fährt fort: „Und übergießen will i Dich mit meiner Lieb', und in Dei tiefste Leben will i untertauchen, wie der Föhn, wann er im Walchensee wühlt! Und an mei Herz press' i Di, daß Dir angst und bang wird vor lauter Heiß und D' kein Athem mehr kriegst unter meine Buß'n — bis D' mi um Gott's will'n bittst, i soll Di lass'n, und — dann lass' i Di erst nit!“ Er hält plötzlich inne, wie einer, der eine schwierige Summe zusammenrechnet, — die Summe eines ungeheueren, unfasbaren Glücks. — „Ach — 's ist nit zum ausdenken —!“ stößt er aus der tiefsten Brust hervor und wirft lachend und weinend den Kopf in ihren Schooß; „'s ist halt so — 's ist wahr und wirklich — i hab' Dich leibhaftig im Arm! — Wiltraud —!“ Er verstummt, die Seele muß ausruhen vom Uebermaß der Wonne. — — —

Jahre sind vorüber.

Die todte Mühle geht wieder, und helle Kinderstimmen singen jetzt, wie zum fröhlichen Spott auf die ungeahnten Leiden des Vaters, die G'stanzeln vom Mählrad, was g'lickt wird, und vom Herzen, was stillsteht.

Lenz und Wiltraud sind in der ganzen Gegend geachtet und mit allen braven Leuten im Dorf ausgehört. — Nur der alte Bissinger bleibt, wie alle gemeinen Naturen, unverföhllich. Er hat den Sohn enterbt und eine Kellnerin geheirathet. Ein kleines mütterliches Pflichtheil, was er dem Lenz herausgeben mußte, reichte eben hin, um den Haberern das Darlehen auf Wiltraud's Gütchen zurückzuzahlen. Jetzt sind Lenz und Wiltraud lediglich auf ihrer Hände Arbeit angewiesen. Doch das sichts sie nicht an in ihrem stillen, tieferinneren Glück. Mit voller Kraft und Freudigkeit arbeitet Lenz für das geliebte Weib, und sie genießen um so dankbarer die Früchte ihres Fleißes, je mühsamer sie diese erlangen. —

Ende.

### Sonntagsplauderei.

Die deutsche Welt, könnte man meinen, sei aus den Fugen, wenn man der Minister Weheruse vernimmt. Wie dachte Herr v. D. Rede schwarz in Schwarz gemalt zu haben, als er von der Sozialrevolution und dem Anarchismus sprach. Aber selbst im preußischen Abgeordnetenhaus war die Mehrheit unbotmäßig geworden und die Kassandrallagen des Ministers fanden bei ihr keinen Widerhall. Und er wollte doch durch eine „gesunde Reaktion“ die Welt, die aus den Fugen gegangen, wieder einreihen.

Die „gesunde Reaktion“! Osteliens schneidige Herren wissen das Wort zu schätzen. Ihnen freilich kommt gesund vor, was anderen den Athem benimmt. Was ist ihnen Doffentlichkeit? Wozu sich verantworten, sei es vor dem Richterstuhl der Wissenschaft, sei es vor der neugierigen Menge, die sich in „stinkende Versammlungen“ drängt. Für sie war gesund, was sie seit Jahrhunderten übten. Ihnen bekam ihre eigenthümliche Herrenmoral, ihr unumschränktes Kleinkönigthum und ihre männliche Herrlichkeit. Sie konnten sich in „freier Kraft“ entfalten, wie sie es nannten; wenn ihre Jugend tollen Launen folgte, so war es eben das wilde, brausende Blut, das Bethätigung suchte; es waren die kleinen Teufeleien einer Klasse, die nicht mit dem Schneiderellenmaß gemessen werden darf. Und nun erlebt diese alte Klasse die Genugthuung, daß einer, der gewiß nicht ihres Blutes ist, es ihnen allen an gesunder Reaktion vorzustun möchte. Aus Kreisen, die ihnen völlig fremdartig sein mußten, ist er hervorgegangen: Ein Großindustrieller. Was den Kavaliertrog derer ausmacht, die auf eroberten Bodenscholle groß geworden, ist sein Erbtheil nicht. Nicht der Kriegerlaste entstammt dieser Großbourgeois; und doch folgt der ostelbische Heerbann seiner Scharmacherei mit einer Art von Vollst. Ihren Fürsten und Königen hat dieser Heerbann manchmal schon die Gesellschaft verwehrt und sich auf alte Geschlechtsprivilegien geföhnt oder gar led betont: Wir sitzen länger auf unserer Scholle, als diejenigen, die uns jetzt befehlen wollen. Wenn aber der Industriearon voran zu fröhlichem Zagen wider Freiheit und Wissen aufbläst, gönnt die sonst ungerberdige Schaar ihm neidlos den Vorrang. Es ist psychologisch nicht uninteressant, wie Leute, die auf dem abgeschlossenen Sippenstandpunkt stehen, den Mann zugleich mit offenen Armen empfangen, der aus einer völlig anderen Welt zu ihnen kößt, wenn er ihnen nur Waffen im Kampfe zuföhrt. So ist einst Stahl ihnen würdig erschienen, der abstrakt und nüchtern denkende Vorkämpfer geistiger Reaktion. So beugen sie sich heute dem Machteinfluß Stumm's, der sicherlich nichts vom gepriesenen, wilden Jungerblut und dessen „Kraftüberfluß“ an sich hat. Sie vergessen ihre starke Blutsgemeinschaft, die sie seinerzeit bemog, selbst den mehr als anrühigen „Kreuz-Zeitungs“-Redakteur, den

Hammersteiner, zu stützen. Sie werden beinahe zärtlich, wenn der großindustrielle Polterer in seiner Weise das Thema behandelt: die Wissenschaft muß umkehren.

Es ist wirklich nicht einmal die ausgebehrliche Schneid, die dem Osteliern imponieren könnte. Was Herr v. Stumm selbst im Kampf wider die Kathedersozialisten vorbringt, klingt gar so schneidig nicht. Es hat sogar etwas Predigerhaftes an sich, und in der ewig einsörmigen Wiederholung, im eifernden Ton macht es nicht selten den Eindruck einer Kapuzinade über eine Welt, die von den nationalökonomischen Lehren der Brentano, Schmoller und Wagner vergiftet werde. Aber auch dieser Jeremiadenton klingt dem Geschlecht der Junker wohlgefällig und er klänge ihnen selbst dann wohlgefällig, wäre vom Stumm'schen Einfluß nicht so viel die Rede als zur Zeit die Rede ist. So gering ist bei dieser krieglustigen Klasse im Durchschnitt die Fähigkeit sich selbständig geistige Waffen zu schmieden.

Selbst dem Minister Bosse, der neulich noch nicht sehr Erspriechliches über geistige Bewegungsfreiheit auf preußischen Hochschulen äußerte, war das ewige Greinen wider den Gelehrten- und Professorenübermuth zu viel. Professoren-Übermuth, ach! wie das klingt! Die Eigenschaft ist gewiß bei deutschen Universitätslehrern selten geworden. Herr v. Stumm freilich ärgert sich schon über Schmoller, wenn der nicht mit heiligstem Respekt von schnell zusammengegrastten Millionen spricht. Auch in seinem Groll wider das Wort, man erwirbt nicht Millionen, ohne mit dem Armel das Zuchthaus zu streifen, liegt etwas Charakteristisches. Der Bourgeois in ihm, der auf strenge Reputirlichkeit sieht, wird stark gereizt. Verwogener Junferinn, dem Betten und Wagen vertrauter ist, würde vielleicht auf solchen Spruch weniger lebhaft reagieren.

Herr v. Stumm und die Seinen werden trotz allem sich in Entfagung nicht müssen. Man kann wirklich wider den Geist der Wissenschaft über Kanonen auffahren lassen. Der Minister hat diesmal so recht!

In den ostelbischen Kreisen, die auf ihr Altpreußenthum pochen, wird das Mißbehagen über allzugroße Doffentlichkeit durch das Gerichtsschauspiel, das gegenwärtig entrollt wird, noch mehr verstärkt werden. Warum mußte auch Herr v. Marschall seine sprichwörtlich gewordene „Flucht in die Doffentlichkeit“ antreten? Mühte dem ruhigen Bürger, für den sonst all die Dinge ein verschlossenes Geheimniß sind, ein Blick in die Winkelgänge der politischen Polizei gestattet werden? Was das persönliche Schicksal Bülow's oder Tausch's werden möge, ist an sich so geringfügig. Welche Elemente aber in diesen Winkelgängen gedeihen dürften, welcher sticige Hauch von ihnen aus die Presse durchdrang, das bleibt von Belang. Noch ist das Gerichtsverfahren im Gange, noch sind die Fäden nicht vollkommen bloßgelegt, die von Polizei zu Presse führen. Aber schon ist es klar, daß auch die Presse Grund genug haben wird, sich nicht auf ihr hohes sittliches Pathos zu verlassen. Der Umgang mit den Nicht-Gelehrten färbt ab.

Ueber den politischen Aufregungen der letzten Tage und dem großen Gerichtsprozess zu Moabit ist ein Vorfall wenig beachtet worden, der geradezu eine klassische Satire auf das Duellwesen bedeutet. Die Handlung spielt in Ungarn. Auch dort spielt trotz allem liberalisirenden Zeitungsgeschrei eine Gentry, ein alter Landadel, der ebenfalls die Ueberlieferungen einer Kriegerlaste pflegt, eine herrschende Rolle. Das liberale Gesetz wider vom Herrenbrauch eben umgestoßen. Ein Mann aus dieser Gentry, ein Baron Nopcsa war in Pest Intendant der königlichen Theater geworden. Kunstverständnis braucht ein solcher Theaterintendant nicht zu besitzen; aber „repräsentiren“ muß er können und Baron Nopcsa wußte zu repräsentiren. Er repräsentirte für sich, wie für den hohen Landadel, der in Ungarns Hauptstadt sich zu amüsiren liebte. Wer jemals nur ein paar Tage in Pest sich aufgehalten hat, der weiß, daß überempfindliche Präterie nicht zu den Eigentümlichkeiten dieser Stadt gehört. So sehr sie äußerlich sich modernisirt und abendländischem Wesen sich angeschmiegt hat, ein Stück Orient guckt eben doch überall hervor. Trotzdem entstand über die Art der Repräsentation des Barons Nopcsa im leichtlebigen Pest eine heftige Aufregung. Der Herr Generalintendant hatte doch eine zu krasse Paschawirthschaft eingeföhrt und Ehre und Scham und Selbstbewußtsein seiner weiblichen Untergebenen in einer Weise mißhandelt, als sei er ein afrikanischer Kolonifator. Der Herr Baron war auch mit der Ehre der weiblichen Mitglieder des Hoftheaters gefällig, über die Mäßen gefällig, wenn seine Standesgenossen von ihrem agrarischen Kummer in der Hauptstadt sich erholen wollten. Kurzum, er war der vielbegehrte Gefälligkeitsmacher der Gesellschaft. Spaß muß Spaß bleiben, und Baron Nopcsa ist ein gemüthlicher, spaßiger Herr. Als aber der Spaß gar zu stark zu stinken anfing und die rüde Junferwirthschaft in Tollheit ausartete, da kam die Sache endlich vor die verhasste Doffentlichkeit; die Empörung war zu groß geworden. Die Presse legte Kritik an und Baron Nopcsa sollte sich verantworten. Eine Untersuchung wurde eingeleitet. Wenn Kavaliere in Desterreich-Ungarn sich „amüsirt“ haben, pflegt man dort nachsichtig zu sein. Man hat auch allen Grund dazu. Die Unfersuchung also war ein Scheinmanöver; Baron Nopcsa, der dem Adel Ungarns so viel Freuden zu bereiten verstand, ging frei aus, nur — die „Intendantengeschäfte“, die fröhlichen, mußte er abgeben. Als er so „gereinigt“ war, erinnerte er sich seiner Kavalierehre, die durch die Kritik in der Presse gelitten hatte. Was will auch ein elender Zeitungschreiber das Amusement hoher Herren führen. Der Baron forderte also einen der schärfsten Kritiker zum Duell. Leider besaß der nicht den Muth, dem flechtigen

Baron ins Gesicht zu lachen. Der Begriff „Ritterlichkeit“ scheint die ungarische Gesellschaft völlig zu hypnotisieren. Der Zeitungsschreiber stellte sich zum Zweikampf und wurde wie ein Stüd Vieh, mit sechs schweren Säbelhieben bearbeitet. Der Baron hat es zwar nicht im Kopfe, aber in den Fäusten hat er's; und die Junkergesellschaft, der er warmes, blühendes Menschenfleisch zugeführt hat, wird ihn in Ehren wieder aufnehmen. Alpha.

### Kleines Heuiletton.

— **Frühling im Walde.** Bergwiesen. Draußen schreiben sie den 27. Mai, des Lenzes Blütenblust ist für sie zu Ende. Hier steht er noch in vollem Flor. Die Blütenbüschel der Traubenliriche sind kaum ausgebrochen, die Binden längs des kleinen Stationsgartens zeigen das erste Grün. Auf den weiten Bergwiesen, droben zwischen den dunklen Fichtenwäldern, blüht und duftet es wie in einem Garten. Was in den Niederungen zerstreut sich findet an vielen Orten, an Gräsern und Blüten, ist hier vereinigt und verleiht der sacht absteigenden Lehne die bunte Lebhaftigkeit eines Teppichs. Eine Symphonie in Gelb! Das ist der erste Eindrud. Erst nach und nach findet das Auge auch andere Töne. Oben, am Waldesaum, die zittrigen Buschwindröschen, blaue Leberblümchen, den zarten Sauerklee mit weißen, violett geäderten Blüten. Und zum ersten Mal fest das Gelb ein in breiten Streifen. Schlüsselblümchen sind es, viele Tausende. Und immer satter wird das Gelb. Ueber langen, scharfgezähnten Blättern schwankt die asterngroße Blüte des Löwenzahn; zwei Drittheile der Wiese hält er besetzt. Zu großen lappigen Blättern neigen sich die sattgelben Blütenblätter der Butterblume, auf seinem, hohem Stengel sitzt die blässere Hahnenfußblüte. Zwischen ihr und dem Löwenzahn hält, der Farbe nach, der Huslattich die Mitte. Aber seine Zeit ist bald um. Mächtig entwickeln sich seine Blätter, die Blüten schwinden. Ab und zu findet das suchende Auge die dunkel gefleckten Blätter und blau-rothen Blüten des Knabenkrautes. Knuck sagt hier das Volk zu dieser Pflanze. In meiner Heimath nennt man sie „Guzagagl“. Daß das Wort gleich ist dem alten Gutzgach, was Knuck bedeutet, weiß niemand mehr.

An den Wasseradern, die zu hunderten den Gang durchziehen, lugt das blaue Berggmeinnicht, hebt sich die braune Blütenrispe des Sauerampfers, schwanlen und leuchten lila und weiße Steinbrechblüthen. Selten brummt ein Hummel über die weite Lehne. Und auch der Baum, der halbwegs am wegerichumgrüntem Jägersteige sich erhebt, ist völlig verlassen. Wie eine große weiße Kugel erscheint er. Niemand zu Liebe, keinem zu Leide blüht die uralte Vogelkirsche. Von Zeit zu Zeit geht ein Erschauern durch den Stamm, die Aeste, bis in die Spitzen der Zweige. Dann rieselt ein Blüthenregen über die Waldwiese, die Lehne und Halde hinauf, verschwindet im Hochwalde wie gaukelnde Falter. —

— **Urwienerisch.** Eine hübsche Dialektprobe, ein Muster des echten „Urwienerisch“, finden wir im „N. W. Z.“: Ein mit Ziegeln beladener Wagen fährt bei einem Neubau vorbei. Der Kutscher eines dahinter fahrenden Wagens will vorkommen; es entwickelt sich nun folgendes Gespräch:

Erster Kutscher: Gestrirwaida farodo!

Zweiter Kutscher: Nodemonitodo!

Ein Sprachforscher, dem wir diesen Beitrag zur urwienerischen Dialektkenntniß verdanken, hatte die Liebeshüchlichkeit, gleich die Uebersetzung des Dialoges beizufügen; sie lautet:

Erster Kutscher: Geh vor, weiter, fahr ab da!

Zweiter Kutscher: Ich lad eh noch nicht ab da!

z. **Schweizerische Flotte.** Auf 18 schweizerischen Seen inkl. des Bodensees werden von 15 Gesellschaften 149 Schiffe mit circa 1500 Mann Besatzung unterhalten. 110 Schiffe haben Dampftrieb, 19 arbeiten mit Petroleummotoren, 7 mit Naphthamotoren, 12 mit Benzinmotoren und 1 mit Akkumulatoren. 36 Schiffe fahren auf dem Vierwaldstättersee, 30 auf dem Genesersee, 26 auf dem Zürichsee, 15 (schweizerische) auf dem Bodensee (die ganze Bodenseeflotte umfaßt 36 Dampfer, 14 Trajektschiffe und Schleppboote), 6 auf dem Luganersee und Thunersee, 5 auf dem Brienzertsee u. s. w. 1894 wurden 3 909 877 Reisende befördert und circa 700 000 Franks Reingewinn gemacht. —

Mittels des vereinigten Phonographen und Kinetoskops stellt Edison neuerdings hochinteressante Versuche an. Ganze theatrale Aufführungen will er so den kommenden Zeiten erhalten. Seine Idee geht vor allem zuerst dahin, dem Phonographen seine metallisch näselnde Stimme zu nehmen und ihm statt dessen den reinen Wohlklang der menschlichen Kehle, des musikalischen Instrumentes, zu geben, so daß der Klang bis in die feinsten Modulationen nachgebildet wird; und ferner, um Ton und Geberde zu vereinigen, Kinetoskop und Phonograph in genau gleichzeitige Thätigkeit und Uebereinstimmung zu bringen. Für eine solche „Zukunftsvorstellung“ wird auf einer völlig leeren Bühne anstatt der Kulissen die weiße Fläche querüber gespannt. Nun werden hinter dem Vorhang Phonographen aufgestellt, deren Zahl genau der Zahl der Akteure im Stück entspricht, deren jeder also die Stimme jedes einzelnen Darstellers enthält: so viel rebende oder singende Personen, so viel Phonographen mit einer auf das Hundertsache verstärkten Stimme und vollständig gesungener Partie, gesprochener Rolle. Auf einer Gallerie, dem Zuschauer verborgen, befindet sich das Kinetoskop, und wirft achtundvierzig Photographien in der Sekunde, eine Zahl,

welche zur ununterbrochenen Folge der Bewegungen genügt, auf die Bildfläche. Ein und derselbe elektrische Strom verbindet Kinetoskop und Phonograph, vereinigt also Ton und Bewegung der Darsteller. Die Thatfache, daß beide Erfindungen bereits vorhanden und bekannt und auf eine verhältnismäßig hohe Stufe der Entwicklung und Vollendung gebracht worden sind, dürfte verbürgen, daß es sich bei dieser „Zukunftsmusik“ um eine ganz ernsthafte Errungenschaft handeln wird. —

— **Japanisches Bier.** Der Wettbewerb des japanischen Bieres in Asien wird immer schärfer, da die Bereitung von Bier in Japan sowohl für den Verbrauch im Inlande wie für die Ausfuhr nach allen Richtungen in den letzten Jahren außerordentlich gestiegen ist. Das zeigt am besten die jetzt bedeutendste Bierbrauerei in Tokio, die der Nihon-Bakuscha-Kwaisha (Japanischen Biergesellschaft) gehört. Noch vor fünf bis sechs Jahren stand diese Gesellschaft, die das Geschäft zu großartig begonnen hatte, fast vor dem Bankrott, aber schon im Jahre 1895 verkaufte sie das dreifache (7515 Koku oder rund 13 600 Hektoliter) der Menge von 1892, weshalb ihre alten Aktien von 40 Yen auf 80 Yen und ihre neuen Aktien von 12 1/2 Yen auf 34 Yen in die Höhe gegangen sind. Und ähnlich steht es mit vielen anderen Brauereien, die dem deutschen Biere nicht nur in Japan selbst, sondern auch im übrigen Asien einen immer gefährlicheren Wettbewerb bereiten. Die Ausfuhr von deutschem Bier nach Englisch-Indien, Holländisch-Indien, China, Japan, Philippinen und anderen Gebieten ist von 1891 bis 1895 von 96 100 Hektoliter auf 80 950 Hektoliter zurückgegangen, während die Bierausfuhr aus Japan von 1891 bis 1895 im Werthe von 11 323 auf 12 711 Yen gestiegen ist. —

### Literarisches.

— **Nichi-Doku-Sitjugio-Kokoku** ist der Titel eines japanisch-deutschen Industrie-Anzeigers, den die Firma Max Nöfker in Bremen in japanischer Sprache herausgibt. Der Zweck dieses höchst zeitgemäßen Unternehmens ist, den japanischen Verbrauchern europäischer Erzeugnisse ein Bild von der Leistungsfähigkeit deutscher Industrie auf den verschiedenen Gebieten zu geben und dadurch die Ausfuhr nach Japan zu heben. Vierteljährlich erscheint ein hübsch ausgestattetes Heft, welches ausschließlich Anzeigen enthält und an geeignete Adressen versandt wird. Der Satz und die Drucklegung des japanisch-deutschen Industrie-Anzeigers, wie auch des entsprechenden Chinesischen Anzeigers, den die Firma Nöfker jetzt auch noch unter dem Titel *Le-two schang-wu tschan p'hai* herausgibt, erfolgt in der Reichsdruckerei in Berlin, die als erste Druckerei in Deutschland japanische und chinesische Werke herstellt und ein für diesen Zweck auf dem orientalischen Seminar ausgebildetes Seherpersonal besitzt. Welche Schwierigkeiten der chinesische und japanische Satz bieten, ist wohl ohne weiteres klar, wenn man bedenkt, daß die chinesische Schrift eine einsilbige Wortschrift ist, in der jedes Zeichen einen Begriff darstellt.

Wenn auch von den 50 000 vorhandenen verschiedenen Zeichen viele veraltet sind und nur der Vollständigkeit halber in den Wörterbüchern weitergeführt werden, so sind doch z. B. zum Satz der Bibel in chinesischer Schrift etwa 4500 verschiedene Zeichen nöthig, welche von einem chinesischen Seher gekannt und gelesen werden müssen.

Die japanische Schrift ist aus der chinesischen entstanden. Im dritten Jahrhundert nach Christi traten die Japaner mit den Chinesen in Verbindung. Chinesische Literatur drang in Japan ein und mit ihr die chinesische Schrift. Da diese Schrift auf die mehrsilbige japanische Sprache nicht überall anwendbar war, so wurde die Schaffung einer eigenen Schrift nöthig, und man verwendet jetzt im Japanischen außer einem großen Theil der chinesischen Zeichen eine Silbenschrift (Hiragana und Katakana), welche im allgemeinen zur Wiedergabe von Partikeln, sowie von Endungen der Zeit- und Eigenschaftswörter gebraucht wird. Die Hiragana ist aus der chinesischen Kursivschrift, die Katakana aus der chinesischen Quadratschrift entstanden. Hiragana und Katakana enthalten je 72 Silben, also ebenso viele Zeichen; die erstere umfasst außerdem eine große Anzahl Varianten. Die Anwendung dieser Schriftarten entspricht ungefähr derjenigen der deutschen und lateinischen Schrift in unserer Sprache, d. h. bei wissenschaftlichen Arbeiten und Drucksachen wird meist Katakana angewendet, bei allen anderen dagegen Hiragana. Im Japanischen läßt sich die Aussprache jedes chinesischen Zeichens in Hiragana und Katakana wiedergeben. Von dem japanischen Seher muß außer der Kenntniß der japanischen Schrift das Beherrschen von etwa 5000 der häufigsten chinesischen Zeichen gefordert werden.

Japanisch und Chinesisch wird von oben nach unten gelesen, die Zeilen reihen sich von rechts nach links aneinander.

Es sind in der Reichsdruckerei etwa 10 000 verschiedene Zeichen vorhanden, trotzdem ergeben sich beim Setzen fast täglich neue nicht vorhandene Zeichen, welche dann in der Gravier-Abtheilung der Reichsdruckerei geschnitten werden. —

— **Internationale bibliographische Konferenz.** Unter dem Patronate der belgischen Regierung wird vom 2. bis 4. August d. J. in Brüssel die zweite internationale bibliographische Konferenz stattfinden, zu welcher das Institut international de Bibliographie soeben die Einladungen versendet. Das reichhaltige Programm dieser Konferenz wird Gelegenheit geben, eine Reihe wichtiger Frage, insbesondere aber die Herstellung eines allgemeinen

bibliographischen Repertoriums sowie eines einheitlichen Systems zu erweitern. —

— Die Vereinigung der beiden größten Konversations-Repertorien, des Brockhaus'schen und Meyer'schen, findet nach einer Mitteilung des Bibliographischen Instituts in Leipzig nicht statt. —

### Kunst.

— Einem „Taschenlexikon für Kunstkritiker“, das ein wohlgelaunter Herr K. V. Z. in der „N. Zür. Ztg.“ veröffentlicht, sind die folgenden Proben entnommen:

Portrait. Ist nur dann von Interesse, wenn die betreffende gewaltige Persönlichkeit entweder a) seit mehreren Jahrhunderten tobt, oder b) sehr berühmt, oder c) ein guter Bekannter ist. Im ersten Falle spricht man von „idealer Auffassung“ (besonders bei Rubens, van Dyck, Rembrandt), im zweiten von „monumentaler Wiedergabe der Persönlichkeit“, im dritten von „sprechender Ähnlichkeit“. Ist letztere nicht vorhanden, so lobt man die Behandlung der Gewandung (Atlas, Seide, Sammet, Pelzwerk u. dgl.); Tadel ist in Gegenwart des Besitzers durchaus unangebracht, es sei denn, daß man bestimmte Veranlassung hat, ihn zu ärgern. Je nach dem, was außer dem Kopf noch auf dem Bilde ist, unterscheidet man Bruststücke und Kniestücke; doch ist die heutige Herrenmode für letztere nicht günstig. Ein plastisch ausgeführtes Bruststück heißt Büste; für diese ist charakteristisch, daß man die dargestellte Persönlichkeit in der Regel nicht wiedererkennt. Zum Glück steht der Name meist darunter.

Rahmen, in der modernen Kunst sehr wichtig, da oft mehr darauf ankommt, als auf das Bild, das darin steckt. Originell zu sein, ist dabei die Hauptsache; man verwendet zum Beispiel den Deckel einer alten Holzleiste, mit Plätsch drapirt, oder man ahmt eine Gardinenbüchse nach u. dgl. m. Besonders effektiv ist es, wenn das Bild über die Leinwand hinaus auf den Rahmen übergreift, es kann in solchem Falle auch direkt in die Plastik übergehen. Sonst ist auch die Wirkung durch Kontrast zu empfehlen; auf einen Rahmen für eine Madonna male und schneige man z. B. Frösche oder Fragen, einen Misthaufen umgebe man mit blühenden Rosen oder mit Engelsköpfen u. s. w. Man nennt das „dekorativ wirken“. Der wahre Künstler *fin de siècle* stellt den Rahmen her und macht dann das Bild dazu.

Skizze: Der Entwurf zu einem auszuführenden Gemälde, das aber oft gar nicht zu stande kommt, da manche Maler nie über die Skizze hinauskommen. Bei mangelhafter Technik, lieberlicher Ausführung, Zeichnungsfehlern u. dgl., ist es die beste Ausrede, das betr. Werk als bloße Skizze zu bezeichnen. —

— Der Landschaftsmaler Louis François ist in Paris gestorben. —

### Erziehung und Unterricht.

— Wenn zwei dasselbe thun, ist es nicht dasselbe — das ist deutscher Reichspruch geworden, und sündemalen das Zentrum sich aufs eifrigste bemüht, reichstreue Regierungspartei zu werden, so können wir uns nicht wundern, daß es auch diesem schönen Grundsatz folgt, den der preussische Justizminister so klassisch verteidigt hat. Man erinnert sich noch der wüthenden Haß, welche das katholische Pfaffenhum in Frankreich gegen den Freigeist Robin organisierte, weil dieser in der Waisenanstalt von Compuz Knaben und Mädchen zusammen erzog. Das sei der Gipfel der Unsitlichkeit und bringe die Kinder auf schlechte Wege — so zeterte das Pfaffenvolk, dessen Phantasie durch das widernatürliche Sölibat vorwiegend auf geschlechtliche Schmutzerien gerichtet wird. Robin wurde auch abgesetzt. Und heute erfahren wir, daß ein großer Theil der katholischen Schulen in Elsaß-Lothringen für Knaben und Mädchen gemeinsame Klassen und gemeinsamen Unterricht hat.

Wie war die Antwort Junker Alexander's?  
Ja, Bauer, das ist ganz was anders! —

### Geschichtsforschung.

— Historische Kommissionen. Die Forschung auf landesgeschichtlichem Gebiete, namentlich so weit die Herausgabe von Quellen in betracht kommt, hat in den letzten zwei Jahrzehnten überall einen erfreulichen Aufschwung genommen und in den „Historischen Kommissionen“ für einzelne Länder und Provinzen Zentralstellen gefunden. Neben die älteste, allerdings ihren Zielen nach auch umfassendere, die „Münchener Historische Kommission“, ist als landesgeschichtliches Publikations-Institut zuerst 1876 die Historische Kommission für die Provinz Sachsen getreten, 1881 folgte die als Privatunternehmen ins Leben gerufene „Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde“ mit wesentlich gleichen Zielen für die Rheinprovinz, und andere Gebiete schlossen sich an. Für Baden entstand eine Historische Kommission 1888, für Württemberg 1898, für das Königreich Sachsen 1896. In neuester Zeit sind nun auch Historische Kommissionen für die preussischen Provinzen Posen-Masowien und Westfalen ins Leben gerufen worden. Erstere hat sich am 18. März l. J. als Sektion des „Vereins für Posaunische Alterthumskunde und Geschichtsforschung“ konstituiert.

### Kulturhistorisches.

z. — Zur Geschichte des Tabakrauchens. Gegen keine neue Sitte haben die Obrigkeiten vor ein paar Jahrhunderten mit einem solchen Eifer und mit einer solchen Erfolglosigkeit angekämpft, wie gegen das Tabakrauchen resp. Schuupfen. In Glarus (Schweiz) wurde 1670 das Rauchen mit 1 Krone Geldbuße bestraft. Als man 1653 in Appenzell zu rauchen anfang, ließen die Kinder den Rauchenden nach. In einigen schweizerischen Kantonen kamen die Raucher an den Pranger. In Bern wurde ein eigenes Tabakgericht (*chambre du tabac*) eingerichtet. In Siebenbürgen und Ungarn wurde 1689 das Rauchen bei 300 Gulden Strafe verboten und im ersteren Lande sogar das Pflanzen des Krautes mit Einziehung der Güter bedroht. Im Lüneburgischen stand noch 1691 Todesstrafe auf das Rauchen, oder, wie das Gesetz sagt, „auf dem lüderlichen Werk des Tabak trinkens“. — In Rußland stand unter Michael Fedorowitsch Turiejf (1618—1645) die Bastonnade (Prügelstrafe) auf das erste Vergehen des Tabakrauchens; für das zweite befohl Turiejf das Nasenabschneiden, und diese sinnige Sitte galt lange. Auch der orthodoxe Patriarch war gegen das Rauchen, weil es die Bilder der Heiligen besudle. So wurde denn dem Volk eine solche Furcht vor dem Rauchen beigebracht, daß es fast zum Aufstand gekommen wäre, als es hieß, Peter der Große wolle das Tabakrauchen einführen. Der Tabak hat sich denn auch am schwersten in Rußland eingebürgert, und noch jetzt giebt es dort Allgläubige, die einen Abscheu vor ihm haben und ihn ruchlos, Gott mißfälliges Gras und babylonisches Kraut nennen. Sogar in der Türkei wurde das Tabakrauchen verboten. Murad IV. setzte, als 1605 das Rauchen durch europäische Kaufleute in die Türkei gebracht wurde, die Todesstrafe darauf. 1610 ließ er einem Palastwächter die Pfeife durch die Nase stecken, als dieser in den innersten Gemächern des Serails geraucht hatte. —

### Technisches.

Edison soll an der Vervollständigung eines Apparates arbeiten, der eine Kombination von Phonograph und Kinetoskop darstellen soll. Mit Hilfe desselben soll das lang erstrebte Ziel erreicht werden, Bühnenvorgänge jederzeit vollständig reproduzieren und somit die Verkörperung von Rollen durch hervorragende Schauspieler der Nachwelt überliefern zu können. —

### Humoristisches.

— Fremdenbuch-Philosophie. Im Fremdenbuch des Tollenstein steht unterm 27./VII. 96:

„Willst Du des Lebens Unverstand  
Mit Wehmuth genießen,  
Dann lehne Dich an eine Wand  
Und strample mit den Füßen.“

Darunter hat ein Schläuer geschrieben: „Wenn's regnet, da nußt die ganze Stramplerlei nichts.“ —

— eh. Ein guter Spruch. In einer Chronik vom Jahre 1533 findet sich folgender ebenso kräftiger wie richtiger Spruch:

Wo biß ein Schlang' ein Schlangen todt?  
Wo lieh der Löw' die Löw'n in Noth?  
Der Bär, das Schwein und Ziegervieh  
Frißt wahrlich seines gleichen nie;  
Schwein hat mit Schwein stets Frieden hie,  
Jedoch ein Mensch viel Leides thut  
Dem andern Menschen, seinem Blut.

### Vermischtes vom Tage.

— „Bundes-Zigarren“ stellt eine Firma in Osnabrück her, wie folgende Zuschrift zeigt: „Bund der Landwirthe. — Bundes-Zigarren. — Unter Kontrolle des Bundes. Hervorragend in Geschmack und Brand (moderne Façon). Nur echt, wenn das Kästchen als Deckbild eine Abbildung des Ehrenschildes trägt, den der Bund dem Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstag gewidmet hat.“ Der antisemitische Bund der Landwirthe scheint demnach ganz nette „jüdische“ Klüften zu haben! —

— Aus Bozen wird berichtet: Zwei junge Studenten, angeblich aus Wien, sind bei dem Uebergange über das Fassa-Joch infolge Unwetters spurlos verschwunden. Man befürchtet, daß dieselben verunglückt und todt sind. —

— Der berühmte Pflanzenphysiologe, Julius v. Sachs, Professor an der Universität Würzburg, ist am Sonnabend im Alter von 65 Jahren gestorben. Er verfaßte auch eine Geschichte der Botanik vom 16. Jahrhundert bis 1860. —

oo. Sonderbare Schulstrafe. In einer sogenannten Spielschule zu Orino (Italien) schnitt eine Lehrerin einem vierjährigen Knaben, der sich mit einem Mitschüler geschlagen hatte, zur Strafe ein Stückchen . . . Fleisch aus der Daumenpitze heraus. Der Vorfall hat in Orino die größte Entrüstung hervorgerufen und der Vater des Kindes, der mit dem neuen Erziehungssystem durchaus nicht einverstanden ist, hat gegen die „schneidige“ Lehrerin Strafantrag gestellt. —